Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 222 (1949)

Rubrik: Das Bernbiet ehemals und heute

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Bernbiet ehemals und heute

Unter den bernischen Landschaften nimmt das Haslital in historischer Hinsicht einen ganz besonderen Platz ein. Seit ältester Zeit, soweit die geschichtliche Überlieferung zurückreicht, war es immer ein freies, reichsunmittelbares Land. Es unterstand keinem anderen Herrn als allein dem König oder Kaiser und genoß — was im Mittelalter höchst selten war — als gesamte Talschaft eine Freiheit, wie sie sonst nur wenigen bevorzugten Städten zukam. Daher wurde das Tal auch früh schon als Civitas bezeichnet, ein Ausdruck, den man vielleicht mit den Worten „selbständiges Gemeinwesen" in seiner Bedeutung übersetzen könnte und der sonst nur noch den freien Städten beigelegt wurde.

Wie Uri, Unterwalden und der Kern von Schwyz bildete auch das Hasli ursprünglich eine einzige

Talgemeinde freier Leute.

Früher frei und selbständig als diese, konnte es jedoch seine Freiheit nicht im selben Maße behaupten wie sie. Immer jedoch behielten die Hasler das hohe Vorrecht ihrer alten Freiheit und Selbständigkeit: sie durften ihren Talammann, d. h. ihren obersten Richter, frei aus ihren eigenen Landsleuten wählen. Sie besaßen demnach früher schon jene Freiheit, die im ersten eidgenössischen Bundesbrief von 1291 noch kaum zu fordern gewagt wurde.

Wie kam wohl das Haslital zu dieser hohen Freiheit? Einige Historiker nehmen an, daß es schon zur Zeit der burgundischen Könige, die vom Jahre 888 bis 1032 über unser ganzes Land regierten, unmittelbar unter königlicher Freiheit gestanden sei. Andere gehen noch weiter zurück und glauben, daß es schon unter den alten fränkischen Königen oder unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern das Land eines freien Volkes gewesen sei. Wieder andere meinen in der Weltabgeschiedenheit des Tales den Grund der altüberlieferten Freiheit annehmen zu müssen.

Nun, so weltabgeschieden war das Haslital zu keiner Zeit. Im Gegenteil; soweit unsere geschichtlichen und vorgeschichtlichen Kenntnisse zurückreichen, war es immer ein pässebeherrschendes Durchgangsland, wenn es auch keineswegs jenen Reichtum an vor- und frühgeschichtlichen Funden aufzuweisen hat, durch die sich die Landschaften des Mittellandes auszeichnen. Denn das Haslital ist nie ein reiches Land gewesen. Bloß der vierte Teil seiner Bodenfläche ist wirtschaftlich nutzbar, und davon noch der größte Teil Alpweidegebiet. Dementsprechend war es immer nur schwach bevölkert.

Seine bevorzugte Stellung verdankt es einzig dem Durchgangsverkehr, dem Weg vom Unterland her über den Brünig nach den Waldstätten und dem Weg „gen Wallis und gen Lamparten". Von Bern aus ging der kürzeste Weg nach Como — den „Schlüssel zum Eingang nach Italien", wie die Stadt bezeichnet wurde, und weiter nach Mailand — über die Grimsel und den Nufenen- oder Griespaß oder über Grimsel-Furka-Gotthard, bevor der direkte Gotthardweg durch die Überwindung der Schöllenen geöffnet war.

Man glaubt oft, die Leute seien früher wenig gereist, seien kaum jemals über ihre Dörfer und Städte hinausgekommen. Das stimmt keineswegs. Ritterliche Kreuzfahrten, Italienzüge der Könige und Kaiser, Pilgerreisen und Handelsverkehr gaben den Landstraßen und Bergpässen nach Italien eine Bedeutung, die heute leicht unterschätzt wird. Die gesamte Organisation der Kirche, deren Mittelpunkt in Rom lag, hatte ebenfalls eine Freizügigkeit zur Folge, die den

Weg über die Alpen

nach Italien zu einer Selbstverständlichkeit machte. Allerdings reiste man früher etwas beschwerlicher und viel langsamer als heute. Die Tagesleistung betrug durchschnittlich ungefähr 20 bis 50 Kilometer. Wenn auch der Personen- und Warenverkehr geringer war, so befanden sich doch bei der Langsamkeit des Transportes oder der Reise immer recht ansehnlich viel Reisende auf dem Marsch. Und wenn man ferner bedenkt, daß bis zum Bau der Eisenbahnen vor hundert Jahren die Verkehrs- und Transportmittel seit frühester Zeit immer dieselben geblieben waren, nämlich Reitpferd, Saumroß und im Flachland der Lastwagen, dann wird man die Handels- und Ver-

Blick auf Meiringen und in das Haslital

Photo Brügger AG., Meiringen

kehrsverhältnisse des Mittelalters vielleicht mit etwas anderen Augen ansehen.

Zu jener Zeit, da die Stadt Bern sich in so starkem Aufschwung befand und ihre Mauern sich mit Leuten aus nah und fern rasch füllten, war das Hasli zweifellos bereits ein reichsunmittelbares, freies Land. Seine wichtige verkehrspolitische Bedeutung zu jener Zeit wird eindrücklich klar, wenn man es mit der Pässepolitik des damaligen Kaisers, Friedrich II., in Zusammenhang bringt. Kaiser Friedrich II. hatte 1231 Uri und 1240 Schwyz als reichsfreie Gebiete erklärt, 1237 die Stadt Mailand und die mit ihr verbündeten lombardischen Städte unterworfen und in der Folgezeit die ennetbirgischen Landschaften Livinen und Blenio bis zum Langensee in eigene kaiserliche Verwaltung genommen. Im Jahre 1239 hatte sich ihm auch Como unterworfen, das ebenfalls längere Zeit eine selbständige Politik geführt hatte. Zu Como gehörten das Veltlin mit Poschiavo und Bormio, Chiavenna, das Tor für den Maloja, Septimer und Splügen; ferner gehörten in das Gebiet von Como die verkehrswichtigen Plätze Mendrisio, Lugano und Bellinzona, die den Weg vom Misox mit dem St. Bernhardin, vom Bleniotal mit Greina und Lukmanier, vom Livinental mit dem Gotthard und Nufenen sicherten.

In diese kaiserliche Paßpolitik, sich durch freie Land- oder Talschaften und durch freie Städte treue Bundesgenossen und Anhänger zu gewinnen, die den Weg nach Italien stets offen halten sollten, gehört nun auch das Hasli.

Nördlich der Alpen war der Weg durch das reichsfreie Bern, das kaiserliche Verwaltungszentrum in Burgund südlich des Jura, durch das reichsfreie Hasli über die Grimsel nach dem ursprünglich vielleicht ebenfalls reichsfreien obersten Teil des Wallis für den Kaiser gesichert. Vom Hasli aus führte eine doppelte Verbindung über Brünig und Susten nach den reichsfreien Waldstätten, denen sich im Osten das pässebeherrschende Bistum Chur anschloß, dessen Vogtei der Kaiser ebenfalls in eigenen Händen hatte.

Die Stadt Bern

übernahm nach dem Zusammenbruch der kaiserlichen Politik um die Mitte des 13. Jahrhunderts in ihrem Einflußgebiet das Erbe der weitausgreifenden Paßpolitik des Kaisers, wie es überhaupt in Burgund die von Friedrich II. begonnene Reichspolitik folgerichtig und sehr zum eigenen Vorteil weiterführte. Wenn auch in den ersten Jahrzehnten nur bedächtig und schrittweise, so folgt doch die territoriale Ausdehnung Berns einem ihr innewohnenden Gesetz, das nicht anders denn als ein Erbe großgesehener kaiserlicher Politik bezeichnet werden kann.

Die freien Hasler haben im Jahre 1310 ihre alte Freiheit und Reichsunmittelbarkeit eingebüßt. Der immer geldbedürftige König Heinrich VII. hatte sich genötigt gesehen, das Land den Freiherren von Weißenburg im Simmental für zu leistende Kriegsdienste zu verpfänden, weil, was bei ihm nicht selten vorkam, „er gerade kein Geld bei sich hatte", wie er selbst in der betreffenden Verpfändungsurkunde feststellte. Die Herren von Weißenburg waren jedoch nicht weniger geldbedürftig als ihr damaliger Herr und König selbst, so daß sie sich ihrerseits genötigt sahen, bei den Geldverleihern in Bern größere Summen aufzunehmen. Diese Geldverleiher wiederum waren gegenüber der Stadt verschuldet, und schließlich suchte sich Bern an den Weißenburgern schadlos zu halten und zog die weißenburgischen Pfandschaften an sich. Die Hasler wurden aus ihren Steuerverpflichtungen an die Weißenburger befreit, mußten sich jedoch verpflichten, die früher an das Reich und an die Weißenburger bezahlten Steuern nunmehr an die Berner abzuliefern. Dafür gewährte ihnen Bern das Recht, ihren Talammann aus der Mitte der Talleute selbst zu wählen. So kam das Hasli im Jahre 1334 als eine sich selbst verwaltende Talschaft mit landeseigenen Vögten

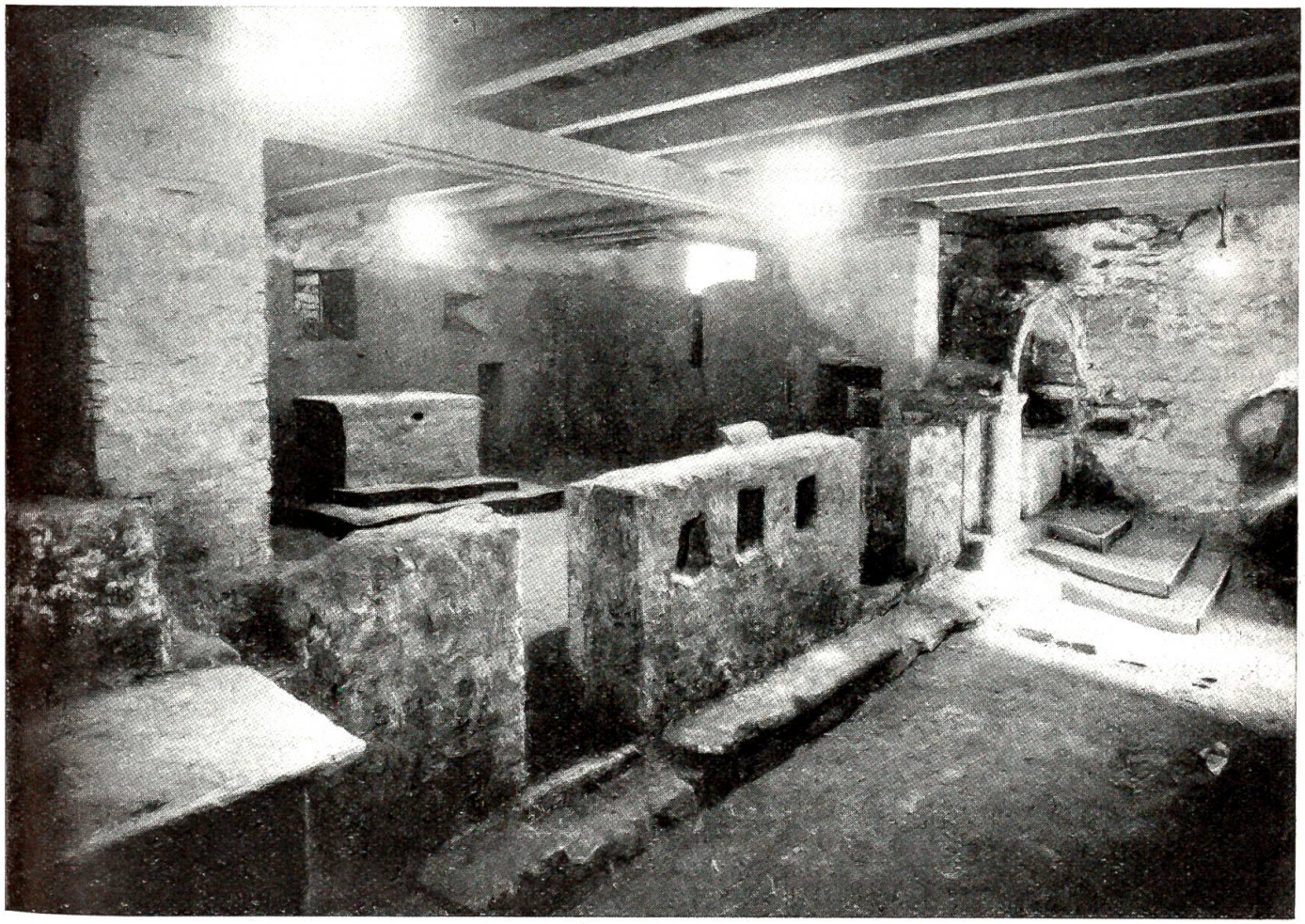
unter bernische Oberherrschaft.

Diese freie und selbständige Stellung des Tales blieb bis zur Reformation erhalten. Als sich die Hasler aber im Jahre 1528, aufgewiegelt durch die Unterwaldner, den Anordnungen Berns widersetzten und mit Gewalt zur Annahme der Reformation gezwungen werden mußten, wurden ihnen ihr Landespanner, ihre Freiheitsbriefe und ihr Landessiegel genommen — jedoch bald darauf wieder zurückgegeben, mit Ausnahme des Landes-

siegels, das sie erst 1614 wieder erhielten. Obwohl sich Bern das Recht vorbehielt, bei der Wahl des Landammanns nach Gutdünken zu verfahren, wurde dieser doch immer wieder aus den Landleuten gewählt.

So behielt das Hasli bis zum Jahre 1798 seine einzigartige Ausnahmestellung unter allen Landvogteien Berns bei. Die Hasler hatten ihre eigenen jährlichen Landsgemeinden, wählten ihre Beamten und Richter selbst aus ihren eigenen Talgenossen und zahlten keine andere Abgabe an Bern, und zwar bis zum Jahre 1798, als allein die altüberlieferte Reichssteuer von fünfzig Pfund, die sie den Königen und Kaisern schon seit Anfang des dreizehnten Jahrhunderts abgeliefert hatten. Es ist daher sehr verständlich, daß das Haslital auf seine altüberlieferte Freiheitstradition sehr stolz ist. Sie wurzelt, ähnlich derjenigen der Urkantone, im frühen Mittelalter und reicht sogar weiter zurück als diejenige der Waldstätte.

Das älteste Dokument, in welchem das Hasli namentlich genannt wird, ist eine Urkunde König Heinrichs aus dem Jahre 1234. Nach dem Wortlaut dieser Urkunde schenkte der König „seine an der Grenze Burgunds in der Gegend, die Haslital (Hasiltal) genannt wird, gelegene Kirche Meiringen (Magiringen)" dem Sankt-Lazarus-Spital zu Jerusalem unter der Bedingung, daß die Einkünfte der Kirche den Brüdern dieses Spitals und den Armen zugut kommen sollten. Diese



Die mehr als tausend Jahre verschüttet gewesene älteste Kirche von Meiringen, sieben Meter unter der heutigen Kirche

Photo Brügger, Meiringen

Schenkung wird von späteren Königen mehrfach bestätigt, wobei noch ausdrücklich beigefügt wird, daß die Kirche mit allen ihren Rechten dem König gehöre. Die Brüder des Lazarus-Spitals von Jerusalem besaßen im alten Bistum Konstanz, das damals bis zur Aare reichte, zwei Spitäler, eines in Seedorf (Kanton Uri, zwischen Altdorf und dem Urner See), das andere in Gfenn (östlich von Dübendorf). Das Lazariterhaus in Seedorf wurde, wahrscheinlich um das Jahr 1197, von einem Freiherrn Arnold von Brienz gestiftet und mit Gütern im Haslital und in Uri reich beschenkt. Die königliche Schenkung der Kirche von Meiringen scheint mit dieser Stiftung des Freiherrn von Brienz in Zusammenhang zu stehen. Da solche Spitäler nicht etwa bloß der Krankenpflege dienten, sondern in der Hauptsache Fremdenherbergen für durchreisende Pilger, Kleriker, Kaufleute usw. waren, weist diese Schenkung auf die Verkehrsbedeutung des Brünigs hin.

Aus dieser in mehrfacher Hinsicht höchst aufschlußreichen königlichen Schenkungsurkunde ergibt sich die wichtige Tatsache, daß die

Kirche von Meiringen

einst unmittelbares Eigentum der deutschen Könige gewesen war. Meiringen, an der Grenze von Burgund, war zweifellos ein wichtiger Grenzort zwischen dem ehemaligen Rektorat Burgund und dem Herzogtum Allemannien oder Schwaben, und überdies eine sehr wichtige Areübergangsstelle, wo der Weg talaufwärts von Unterseen-Brienz oder vom Brünig her gegen die Grimsel hinauf den wilden Aarelauf überqueren mußte.

Die Kirche geht in ihren ältesten Fundamenten vielleicht bis ins neunte Jahrhundert zurück. Diese Grundmauern liegen ungefähr sieben Meter unter dem heutigen Boden. Sie wurden 1934 aufgedeckt. Es sei „ein Denkmal, dem weit und breit inner- wie außerhalb der Schweiz kaum Ähnliches an die Seite zu setzen sei", wurde damals geschrieben. Diese älteste Kirche wurde vielleicht schon im 10. oder 11. Jahrhundert durch eine große Überschwemmung verschüttet. Die Ausgrabungen haben sie jedoch in ihrem Grundriß und teilweisen Aufbau wieder freigelegt, so daß man sie bequem besichtigen kann. Über dieser verschütteten Kirche wurde später die neue Kirche errichtet, die selbst wiederum mehrfach ausgebaut und erweitert wurde. Eigenartig ist auch der freistehende Kirchturm neben der heutigen Kirche. Er war vermutlich ursprünglich ein alter Wehrturm. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Ausgrabungen in der Umgebung dieses Turmes noch weitere überraschende Funde aufdecken könnten; denn mit der Kirche wurde zweifellos auch die ganze alte Siedlung verschüttet. An der innern Wand der heute tief unter dem Boden liegenden romanischen Kirche fand man Fresken mit dem Bild des heiligen Christophorus, und auch an der südlichen Außenwand des Glockenturmes war ein großes Christophorusbild aufgemalt. Diese Bilder weisen auf die Verkehrsbedeutung des Ortes hin. Denn Sankt Christophorus war der Schutzpatron der Reisenden und ganz besonders ein Nothelfer für alle, die wilde oder gefährliche Flüsse zu überqueren hatten. Flüsse bildeten im Mittelalter viel schwerere Weghindernisse als etwa Höhenzüge oder Berge. Wer die mittelalterlichen Verkehrsstraßen verfolgt, wird mit Leichtigkeit die Überzeugung gewinnen, daß Höhendifferenzen nur geringe Bedeutung hatten, wogegen Flüsse jedoch größte Hindernisse bildeten. An Flüssen und bei Flußübergängen hat sich der Verkehr gestaut, und an solchen Stellen entstanden fast regelmäßig Siedlungen. Die Ausgrabungen der alten Kirche von Meiringen haben den Beweis erbracht, daß das Tal schon früh große Wichtigkeit besaß und Durchgangsgebiet für einen weitreichenden Fernverkehr bildete. Die oft behauptete Weltabgeschiedenheit und Abgeschlossenheit des Haslitales entbehrt der historischen Grundlagen.

Auch heute ist das Hasli wieder zu einem wichtigen Durchgangsland geworden. Grimsel, Susten und Brünig gehören zu den meistbegangenen Bergstraßen, was ohne weiteres verständlich ist, da sie an landschaftlicher Schönheit nur von wenigen übertroffen werden.

In eigenartigem Kontrast zur monumentalurtümlichen Alpenwelt steht das moderne Kunstwerk des

Grimselstausees

und die Großartigkeit der technischen Anlagen zur Nutzbarmachung der Wasserkräfte. Der 5,5 Kilometer lange Grimselsee liegt in die Landschaft

Die Kirche von Meiringen
Photo R. Würgler, Meiringen

eingebettet, als ob er natürlichen Kräften seine Entstehung verdanken würde.

Die Bewohner des Haslitales galten von jeher als einer der edelsten Volksschläge des Schweizerlandes. Sie zeichnen sich heute noch durch hohen Wuchs und feine Gesichtszüge aus. Die früher fast verschwundene Haslitracht, eine der malerischsten unserer so vielfältigen Berner Trachten, ist erfreulicherweise heute wieder häufiger zu sehen. So bildet das Hasli eine der schönsten Visitenstuben unseres Bernerlandes. Tausende von Besuchern, welche sich auf der heute geradezu klassischen Dreipässefahrt über Grimsel, Furka und Susten der landschaftlichen Schönheiten erfreuen, wissen das Lob des Haslitals zu singen.

Nach alter, oft erzählter Sage und einem vielleicht um die Mitte des 16. Jahrhunderts oder anfangs des 17. Jahrhunderts entstandenen vielstrophigen Volkslied sollen die Oberhasler aus dem Norden, aus Ostfriesland und Schweden, eingewandert sein. Ob sich darin eine Erinnerung an eine tatsächliche geschichtliche Einwanderung, an eine späte Kolonisation des Landes verbirgt? Wir wissen es nicht. Ebensowenig wissen wir, ob in den Zwergsagen, an denen das Hasli reicher ist als manche andere Landschaft, nicht etwa eine Erinnerung an frühere, kleinwüchsige Ureinwohner des Tales enthalten sein könnte, die, von später eindringenden Nordvölkern verdrängt, sich in schwerzugängliche Berghöhlen flüchtend zurückgezogen haben und hier ein scheues und verborgenes Dasein fristeten. Möglich wäre es schon, denn wir wissen aus vorgeschichtlichen Ausgrabungen und Skelettfunden, daß insbesondere im Appenzeller Land eine zwerghaft kleinwüchsige Rasse lebte.

Solche Zwergsagen gehören zu den reizvollsten und schönsten Schöpfungen der Volkspoesie. Einige davon mögen nachstehend wiedergegeben sein, da sie es wert sind, in der volkstümlichen Überlieferung erhalten zu bleiben.

*

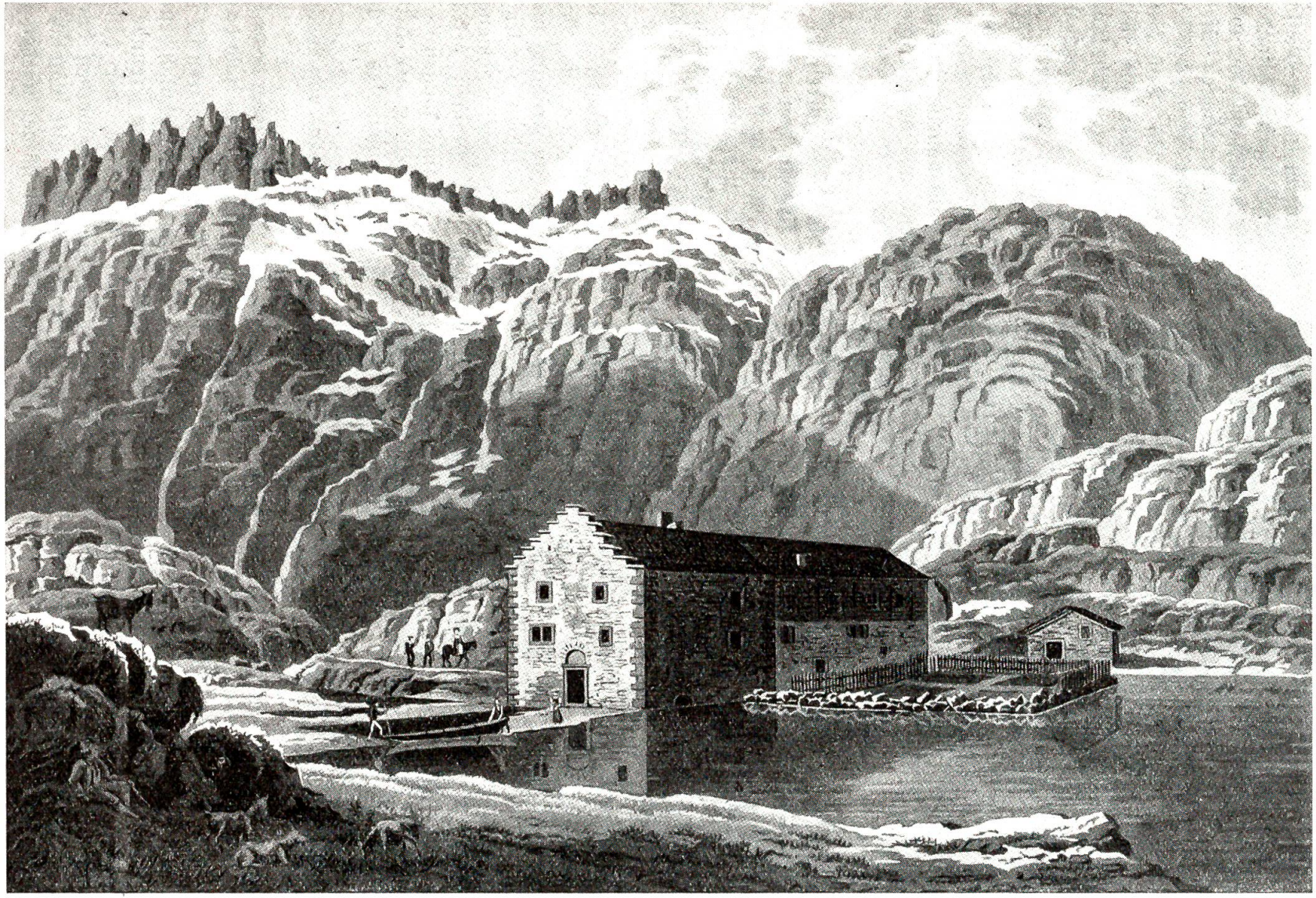
Zwerge im Haslital

Das Haslital war vor langen Zeiten der Lieblingsaufenthalt der Zwerge oder Toggeli. Dort kamen sie oftmals in ganzen Scharen von den Flühen herabgezogen. Am häufigsten geschah dies zur Erntezeit, in welcher sie dann, auf einem Stein gelagert oder nach Art der Vögel auf den Zweigen der Bäume, im Schatten des Laubes sitzend, den Arbeitern im Felde zuschauten. Oft geschah es, daß, wenn ein Schnitter sich im heißen Sonnenschein ein wenig aufs Ohr legte, er beim Wiedererwachen kühlenden Trank und erquickende Speise vorfand. Außerdem war der größte Teil seiner Arbeit vollendet. Es kam selbst vor, daß am andern Morgen der ganze Acker gemäht und das Korn in Garben aufgeschichtet zur Heimfahrt bereit war. Ja, zuzeiten kamen diese freundlichen Wesen gar bis in die Häuser, um sich auch hier hilfreich und dienstbar zu zeigen. Für ihre Hilfe verlangten sie nichts als ein wenig Milch, die man ihnen auf die Türschwelle des Hauses setzte. Sie waren auch geschickte Ärzte, und ihre Tränklein, aus würzigen Alpenkräutern bereitet, waren Menschen und Vieh gleich heilsam. Gegen arme Kinder aber, welche von ihren Eltern zur Winterszeit in den Wald zum Holzsammeln geschickt wurden, zeigten sie sich besonders mitleidig. Bald legten sie ihnen das schönste Reisig auf die Fußwege hin, bald schenkten sie ihnen kleine wohlschmeckende Käslein, die nie alle wurden. Wenn der Landmann auf dem Felde ackerte und die Arbeit sich weit über die Mittagsglocke hinaus ausdehnte, da schlichen sie sich mitleidig herzu und tischten auf dem Rasen ein leckeres Mahl auf. Endlich halfen sie wohl auch dann und wann an langen Winterabenden den fleißigen Mägden bei der Flachsbereitung. War die Arbeit schäkernd vollbracht und sie wollten heim, so nahmen sie einen Knäuel Hanf zwischen die Beinchen und ritten auf ihm zum Ergötzen der Anwesenden durch das Fenster fröhlich von dannen.

Der Übermut böser Menschen hat aber die freundlichen kleinen Helfer vertrieben. So hatten einstmals boshafte Buben den Baumast, auf welchem sie mittags zu ruhen pflegten, bis auf eine dünne Stelle durchsägt. Als sich die Zwerglein nun zur gewohnten Stunde einstellten und sich arglos auf dem Aste niederließen, brach er entzwei und die ganze Schar fiel polternd zu Boden. Erzürnt riefen sie da aus:

O, wie ist der Himmel so hoch, die Untreu so groß!
Heute hieher und nimmermehr!

Sie hielten Wort, wichen ins Gebirge zurück und



Das alte Grimsel-Hospiz um das Jahr 1830

Heute liegt dieses Hospiz tief unter dem Wasserspiegel des Stausees.

Kupferstich von R. Bodmer nach einer Zeichnung von J. A. Schmid

Grimselstausee, Aaregletscher und Aaremassiv vom Flugzeug aus gesehen

Swißair-Photo AG. Zürich

suchten im Innern der höchsten Firnen ihre eigentliche Heimat wieder auf. Große weite Hallen, auf kristallenen Säulen ruhend, sind dort ihre Wohnungen, deren Glanz kein Menschenauge ertragen kann.

*

Im Grimselgebirge sind die Zwerglein den Menschen in einer ganz besonderen Weise behilflich. Dort wächst an einigen wenigen Stellen ein weicher Stein, der Topf- oder Gültstein. Von diesem Steine machen die kleinen Männchen vorzügliche Töpfe, welche auf dem Feuer nicht zerspringen, daneben aber die besondere Eigenschaft besitzen, daß, wenn Gift darein kommt, dasselbe sofort beginnt aufzuquellen und überwallend aus dem Topfe zu rinnen.

*

An der Furrenfluh an der Ostseite von Guttannen zeigt man noch heute eine Höhle, worinnen einst hilfreiche Zwerge wohnten. Als gutmütige Wesen nahmen sie zur Winterszeit die Ernährung einzelner Kühe in ihren futterreichen Steinspeichern gegen die Milchnutzung. Im Frühling brachten sie dieselben den Eigentümern wieder wohlgenährt und mit Blumen bekränzt zurück. Einmal sangen sie dabei dem Besitzer des betreffenden Viehhauptes neckend zu:

„Guter Hans von Weißenfluh,
Nimm da wieder deine Kuh
Und ihr fettes Kalb dazu."

Auch sonst waren sie sehr freigebig. Gewöhnlich bestand ihr Geschenk, mit welchem sie ihre Freunde bedachten, aus einem Ziegenkäse, der beileibe nicht an einem Tag aufgezehrt werden durfte. Der übrig bleibende Bissen hatte nämlich die Eigenschaft, sich über Nacht immer wieder zum

Ganzen aufzurunden. Oder sie gaben kleine Münze, die dem Eigentümer so zugetan blieb, daß sie, wenn schon für Ware ausgegeben, immer wieder an den Beschenkten zurückkam. Als aber ihr König „Muggenstutz" in den letzten Zügen lag, hörte man den Prinzen „Selbtan" seiner im Silber des Alpbächleins badenden Schwester „Rehbärben" zurufen:

„Lauf, was du laufen magst, Rehbärben!
Der Vater Muggenstutz will sterben."

Die Herrlichkeit der Königskinder nahm bald nach diesem Ereignis ein jämmerlich Ende. Selbtan verfolgte einst auf der Mädchenjagd sein Liebchen im Walde. Da wurde er von dessen Bräutigam erwischt und mit einer Leinhechel an empfindlichen Teilen gestochen. Als er um Hilfe schrie, spotteten die Guttanner Leute seines wohlverdienten Leidens, indem sie ihm zuriefen:

„Selbtan, Selbhan!"

Von der Zeit an war Selbtan verschwunden. Das königliche Prinzeßlein schämte sich darüber so sehr, daß es nun ebenfalls nicht mehr zum Vorschein kam.

*

Oben in den Flühen ist die Zwergmutter in Kindesnöten. Flugs eilt der Zwerg ins Tal, die Amme zu rufen. Willig geht diese ihm nach, achtet des weiten Weges und der bösen Steine nicht, die drauf liegen. Oben in der Felsenstube legt sie dem Zwergweiblein ein feines Zwergenkindlein in die Wiege. Ich will dir's lohnen, sagt der Zwerg, nimmt einen Haufen Kohlen vom Herde und schüttet dieselben der Talfrau in die Schürze. Mit einem Vergeltsgott geht diese von dannen, gibt aber auf die Kohlen, deren sie daheim doch genug hat, wenig acht. Sie läßt auch ab und zu davon auf den Boden fallen, ohne sich darnach zu bücken. Warnend ruft der wohlmeinende Geber ihr nach:

„Je mehr du zatt'st
je minder du hast!"

Die Warnung wird trotzdem wenig beachtet. Zu Hause angekommen, wirft die Talfrau mürrisch und verdrießlich die Kohlen auf den Tisch: „Da seht meinen Lohn!" Wie reißt sie dabei aber die Augen auf, als es auf dem Tisch schimmert und flimmert! Die schwarzen Kohlen sind lauter glänzende Goldstücke geworden. Jetzt wird ihr die Warnung verständlich. Rasch läuft sie zurück, zu sammeln, was zuvor so geringschätzig verzattet war. Aber es fanden sich keine Kohlen mehr.

*

Ähnliches geschah einst auch einer Frau von Meiringen. Sie ging im Schloßwald an der Burg Resti vorbei. Auf dem Rücken trug sie einen Sack Erbsen. Da kam der Vater der Zwergenfamilie Gutsin des Weges daher. Der rief der Frau, als er wahrnahm, daß ihr Sack ein kleines Loch hatte, durch welches die Erbsen zu Boden rannen:

„Je mehr du zatterst,
Je minder du hast!"

Sie aber verstand seine Redeweise nicht und ging achtlos fürbas. Als sie jedoch heimkam, merkte sie, was das alte Väterchen gewollt. Der Sack aber war leer und die Erbsen zum größten Teil verloren. Was aber noch im Sack verblieben war, das hatte sich zu Goldkörnern verwandelt. Da lief sie schnell hinaus auf den Weg, um das achtlos Zerstreute wiederzufinden. Ihre Mühe aber war fruchtlos, denn nicht eine einzige Erbse fand sich mehr. St.

Vorbereitet

Mann: Es nutzt nichts, das Schaufenster anzugucken. Ich habe bloß zwei Franken bei mir.

Das Mittel

„Mein Sohn schreibt uns nie." — „Ich hab' ein Mittel, daß mein Sohn sofort, aber sofort schreibt." — „Was denn?" — „Ich schreib' ihm: Einliegend erhältst du fünfzig Franken." — „Na, und?" — „Und ich lege sie nicht ein."

Der Heilsarmeesoldat

Ein Heilsarmeesoldat meinte: „Sooft ich einen jungen Mann aus dem Wirtshaus kommen sehe, möchte ich ihm zurufen: Junger Mann, Sie sind auf dem unrechten Wege — kehren Sie um!"